

Referat BUKO 07 / AG Geschlecht Macht Politik

Rebecca Maskos

<http://maskos.wordpress.com>

Redemanuskript:

Die Andere. Feminismus goes Krüppelpolitik

1. Wo sind wir? Überall...

Behinderte Frauen sind oft unsichtbar und unhörbar. Und doch gibt's eine ganze Menge von ihnen: In Deutschland etwa 4 Millionen, weltweit sind der UN zufolge etwa 10 Prozent aller Mädchen und Frauen behindert. Für viele Frauen ist das Thema Behinderung eines, das sie nicht betrifft.

Die meisten haben das Gefühl, das bei ihnen alles funktioniert; sie gehören nicht dazu zu dieser Gruppe der Leute, die arm dran sind, weil sie keinen gesunden Körper haben. Das ist aber nur auf den ersten Blick so. Ich würde behaupten, dass jeder schon einmal Bekanntschaft mit dem Phänomen Behinderung gemacht hat, und sei es, dass sie oder er jemanden mit Behinderung kennt. Und außerdem werden wir alle früher oder später behindert, nämlich wenn wir alt werden – auch, wenn wir ungern darüber nachdenken.

Das Thema Körper ist eines, das in der Linken immer noch zu selten behandelt wird, obwohl es eine Menge Brisanz hat. Körper als ein politischer Gegenstand wird zwar in der Debatte um Gender behandelt – jedoch geht es hier weniger um Körper, die anders oder schwach sind. Im Kampf um Geschlechtergleichberechtigung ist oft vor allem der Körper angesagt, der stark und selbstbewusst auftreten kann – z.B. der Frauenkörper, der sich am Männerkörper messen lassen will.

In der Behindertenbewegung gibt es seit etwa Anfang der 80er Jahre eine Bewegung Behinderter Frauen. Die war notwendig, denn behinderte Frauen kamen bis dahin nirgendwo vor: Für die Behinderungs-Fachleute wie Pädagogen oder Mediziner spielte das Thema Geschlecht keine Rolle. In der Behindertenbewegung tauchten behinderte Frauen auch lange Zeit nicht auf. Und in der Frauenbewegung konnte man vergeblich nach Literatur zum Thema Behinderung und Geschlecht suchen. Die „Bewegung in der Bewegung“ wurde dann aber sehr schnell aktiv und ist heute noch ein dominierender Teil der Behindertenbewegung in Deutschland.

Ein wichtiges Schlagwort war der Begriff der „doppelten Diskriminierung“. Das bedeutet: zu der Tatsache, dass wir behindert sind, kommt auch noch die schlechtere soziale Stellung als Frau dazu. Ich selbst finde den Begriff der doppelten Diskriminierung allerdings problematisch. Erstmal hat man den Eindruck, man könne Diskriminierungen einfach aufaddieren. Stattdessen setzt sich die gesellschaftliche Situation einer Person immer aus vielen verschiedenen Momenten zusammen. Frauen mit Migrationshintergrund, Lesben usw. haben gezeigt, dass ihre Situation eine andere ist als z.B. die von weißen Mittelstandsfrauen. Trotzdem würden sie nicht sagen: sie sind Frau plus schwarz oder plus lesbisch.

Außerdem ist der Begriff der doppelten Diskriminierung deshalb etwas schief, weil die Tatsache, als Frau behindert zu sein, auch Freiräume eröffnen kann. Deshalb also genau dieselben Bedingungen für behinderte Frauen einzufordern wie für nicht behinderte Frauen, wäre schräg. Deswegen sollten wir uns die Situation von Frauen mit Behinderung erstmal genauer anschauen.

2. Gesellschaftlich abgehängt

Die Frage nach der gesellschaftlichen Bedingungen des Lebens behinderter Frauen ist verknüpft mit der Frage: Warum sieht man behinderte Frauen so selten? Erstmal haben Sie ähnliche Probleme wie behinderte Männer. Schwierig ist vor allem der fehlende Zugang zu Gebäuden, Veranstaltungen, Institutionen usw. Auch Busse und Bahnen sind oft für Leute, die Probleme mit der Mobilität haben, nicht gut benutzbar. Viele haben außerdem zu wenig Assistenz. Und ein Auto können sich nur die Wenigsten leisten. Denn die meisten von uns haben nicht besonders viel Geld. Jobs bekommen eher die mit einem voll funktionsfähigen und repräsentablen Körper. Und was Bildung anbelangt sind die meisten Menschen mit Behinderung weit hinter Nichtbehinderten zurück. Das liegt vor allem an einem Schulsystem, das durch Sonderschulen für Behinderte über Jahrzehnte dieses Bildungsgefälle produziert hat. Da haben sich BRD und DDR nicht wesentlich voneinander unterschieden. Erst seit den letzten 20 Jahren gibt es Versuche, das Schulsystem für Kinder mit Behinderung zu öffnen. Aber das passiert auch nur unter dem Vorbehalt, dass es finanziell und organisatorisch für die Schule zumutbar sein muss. Mit diesem Argument kann jede Regelschule immer noch jede Schülerin ablehnen, auch wenn es seit einigen Jahren eine gesetzlich garantierte freie Schulwahl gibt.

Die gesellschaftlichen Chancen sind also deutlich schlechter für Menschen mit Behinderung. Worin unterscheiden sich aber nun behinderte Frauen von behinderten Männern, wenn es um ihre gesellschaftliche Situation geht?

Ende der 90 er Jahre hat das Bundesfrauenministerium eine Studie über die Lebenssituation körperbehinderter Frauen gemacht. Ein Ergebnis war, dass Frauen mit Behinderung zwar öfter einen allgemeinen Schulabschluss und eine abgeschlossene Berufsausbildung, aber seltener als Männer mit Behinderung später einen Job haben (nur 44 % ist erwerbstätig).¹

1

In der „Live“-Studie („Leben und Interessen vertreten – Frauen mit Behinderung“) hatten zwar nur 18,4 % keinen Schulabschluss, aber nur 44,4 % waren erwerbstätig. Der Rest bezog Erwerbsunfähigkeitsrente (40,4 %), waren Hausfrauen (29,2 %) oder arbeitslos (14,4 %).

Sie haben deutlich weniger Geld zur Verfügung und arbeiten meistens in Teilzeit.

Die soziale Situation von Frauen mit Behinderung hat sich zwar im Vergleich zu den Jahren davor verbessert. Aber man weiß immer noch wenig über die Situation von Frauen in Heimen oder von Frauen mit so genannten geistigen Behinderungen.

Auf die Bildung behinderter Mädchen und Frauen wird unter anderem deshalb so viel Wert gelegt, weil man davon ausgeht, dass sie sich später ja „selber versorgen“ müssen. Denn: „Einen Mann wird das Mädchen später nicht abbekommen“ heißt es ausgesprochen oder unausgesprochen in vielen Familien. Auch wenn Mädchen heutzutage generell nicht mehr so auf Ehe und Familie getrimmt werden, und auch, wenn die Förderung ihrer Bildung normal geworden ist, - die Annahme, dass sich die behinderte Tochter „im Notfall“ nicht auf einen Ehemann oder Partner verlassen kann, schwingt dabei immer noch mit.

Die Ergebnisse der Studie des Frauenministeriums deuten zwar darauf hin, dass behinderte Frauen nicht wesentlich weniger feste Partnerschaften haben oder verheiratet sind als Frauen ohne Behinderung. Trotzdem stehen vor allem sichtbar behinderte Frauen oder Frauen mit Lernschwierigkeiten ziemlich weit hinten an wenn es um Liebesbeziehungen geht. Die Attraktivität von Frauen wird – vor allem im bürgerlichen Denken – sehr stark über ihren Körper definiert. Ihren Status bekommt sie vor allem über einen intakten und normal aussehenden Körper zugeschrieben.

Behinderte Männer haben ähnliche Probleme, allerdings sind ihre Beziehungen zu nichtbehinderten Frauen wenigstens sozial akzeptiert – wenn auch auf einer merkwürdigen Ebene: der nicht behinderten Frau wird dann eine Rolle als „Pflegerin“ zugeschrieben, egal ob das so ist oder nicht. Die „Pflegerrolle“ für den Mann einer behinderten Frau hingegen geht gar nicht –

In einer Studie von 1992 hatten nur 53 % der Frauen mit Körper- und Sinnesbehinderungen eine abgeschlossene Berufsausbildung. Dem gegenüber standen 75 % der Männer mit Behinderung.

Das erstaunt, zumal mehr Frauen mit Behinderung einen allgemeinen Schulabschluss haben als Männer mit Behinderung, die im Verhältnis häufiger die Sonderschule besucht haben.

das würde ja seine Männlichkeit total blamieren. Ob das irgendeinen Zusammenhang mit der Realität hat ist oft total egal, aber im bürgerlichen Denken sind diese Vorstellungen noch sehr ausgeprägt.

Übrigens ist die Vorstellung, dass behinderte Frauen Kinder bekommen könnten, ebenfalls ein ziemliches Tabu. Schwangere behinderte Frauen wurden schon gefragt, ob der dicke Bauch zu ihrer Behinderung dazugehöre. Mütter mit Behinderung werden oft für verantwortungslos gehalten, auch wenn die Behinderung überhaupt keinen Einfluss auf die Erziehung und Versorgung ihres Kindes hat. Als behinderte Frau eine Abtreibung zu bekommen, ist deutlich einfacher für sie als für nichtbehinderte Frauen. Sogar eine Sterilisation ist oft gar kein Problem, im Gegenteil haben behinderte Frauen schon berichtet, bei Problemen mit der Verhütung fast eine Sterilisation „aufgeschwatzt“ bekommen zu haben. Bei Frauen mit „geistiger Behinderung“ war es bis vor einigen Jahren noch gang und gäbe, sie auch gegen ihren Willen zu sterilisieren. Erst seit einigen Jahren erkennen immer mehr Behindertenpädagoginnen und Betreuerinnen an, dass auch Frauen mit Lernschwierigkeiten ein Recht auf Sexualität haben sollten und dass dazu auch das Kinderkriegen gehört.

3. „Geschlechtslose Wesen“

Viele behinderte Frauen sagen, sie haben das Gefühl, als geschlechtslose Wesen angesehen zu werden. Sehr treffend war daher der Titel eines der ersten Bücher von behinderten Frauen zu ihrer Situation. Es hieß „Geschlecht: behindert. Besonderes Merkmal: Frau“. Und genauso erlebe ich z.B. das auch. Erstmal kommt die Behinderung als Definitionsmerkmal und dann eine ganze Weile gar nichts. Immer wieder passiert es mir, dass Leute in flüchtigen Begegnungen mich für einen Mann oder einen Jungen halten. „Was möchte denn der Kleine“, werden meine BegleiterInnen in Geschäften gefragt. Ich wurde auch schon mit jemandem aus meiner Stadt verwechselt, der zwar 12 Jahre jünger ist als ich und ein Mann, der aber eben die gleiche

Behinderung hat wie ich. Behinderung ist ein Identitäts-„Master-Status“ wie Soziologen sagen, sie überlagert einfach alles. Mir ist allerdings kein anderer „Master-Status“ bekannt, der sogar das Merkmal Geschlecht überlagert. Was man sonst von einer Person als erstes bemerkt, ist, ob sie eine Frau oder ein Mann ist. Bei Behinderung, zumindest bei deutlich sichtbarer Behinderung, scheint diese Struktur ausgehebelt zu sein.

Behinderten Frauen werden viele Rollen zugeschrieben. Es scheint, als sei die typische Behindertenrolle in ihnen noch einmal kristallisiert. Passivität wird ihnen nachgesagt, Fügsamkeit und Duldsamkeit. Oder aber sie werden als neurotisch und frustriert abgestempelt. Setzen sie sich durch oder behaupten sich ganz einfach selbst, wird ihnen das oft als Aggressivität ausgelegt, während man denselben Zug an behinderten Männern als selbstbewusstes Auftreten bewundert.

Zwei extreme kulturelle Bilder von behinderten Frauen zeigen mir das ganz deutlich: Zum einen ist das die Rolle der Klara aus dem Kinderbuch „Heidi“ von Johanna Spyri. Sie wird immer als „die lahme Klara“ bezeichnet, die meistens traurig, aber bescheiden und anspruchslos in ihrem Stuhl sitzt und schließlich von ihrem mysteriösen und eigentlich nur eingebildetem Leiden geheilt wird – von ihren „gesunden“ Freunden Heidi und Geißen-Peter versteht sich.

Auf der anderen Seite steht für mich das Bild der bösen Hexe, zu der – natürlich – ein Buckel gehört. Der Buckel ist, genau wie der Klumpfuß des Teufels oder das Holzbein von bei Captain Ahab, das Symbol des Bösen, das Zeichen dafür, dass hier jemand kommt, der die soziale Ordnung durcheinander bringen, sein Umfeld symbolisch verunreinigen will. Bei der Hexe geht das Symbol des Bösen mit der imaginierten beängstigenden Übermacht des Weiblichen eine Symbiose ein. Auch unabhängig von diesen Extrembildern – behinderte Frauen werden selten als sie selbst gesehen, sondern stehen oft für etwas, bedeuten etwas. Wie viele andere Mitglieder stigmatisierter Gruppen müssen auch sie sich fortwährend mit den Bedeutungen auseinandersetzen, die ihnen zugeschrieben werden. Dennoch ist die Frauen- und Queerbewegung für viele behinderte Frauen nicht unbedingt ein Ort an dem sie sich zugehörig fühlen können. Auch für

frauenbewegte Frauen ist eine behinderte Frau eben in erster Linie behindert. Auch hier sind eine ganze Menge Ängste unterwegs, vor Andersartigkeit und davor, vielleicht einmal selbst behindert zu werden. All das kann eine behinderte Frau durch ihre bloße Anwesenheit wachrufen. Und es gibt „alte Konflikte“ zwischen der Frauenbewegung und der Behindertenbewegung, die immer wieder aufflammen können. In erster Linie geht es dabei um den § 218 und das Recht auf Abtreibung. Die Behindertenbewegung hat nie das Recht auf Abtreibung in Frage gestellt (bis auf ganz wenige Leute, die sich da anders positioniert haben). Und doch gab es immer wieder Kritik an der Haltung von Teilen der Frauenbewegung gegenüber selektiver Abtreibung. Viele nicht behinderte Frauen haben argumentiert, es sei Teil ihres Selbstbestimmungsrechtes, zu wissen, ob der Fetus behindert ist oder nicht. Denn ein behindertes Kind sei für viele Frauen eine zu große Belastung. Aus den Reihen der Frauen mit Behinderung kam daraufhin die Kritik, dass damit eine Form von Eugenik unterstützt würde, das heißt also eine Verhinderung von behindertem Leben betrieben werde.

4. Gender und Behinderung – Normalität ist männlich

Dabei gibt es bei genauerer Betrachtung eine Menge Gemeinsamkeiten zwischen der Behindertenbewegung und der Frauen- und Queerbewegung. Beiden gemeinsam ist es, die Diskriminierung einer Gruppe zu bekämpfen, die allein auf Grund ihres Körpers bzw. der Abweichung ihres Körpers von der männlichen Norm zu besteht.

Die amerikanische Disability-Studies-Theoretikerin und Literaturwissenschaftlerin Rosemarie Garland Thomson macht einen Vergleich des weiblichen und des behinderten Körpers, indem sie auf einen der Ursprünge der Vorstellung einer männlichen Norm hinweist. Sie zitiert Aristoteles und seine grundlegenden Überlegungen zur Kategorie des Normalen und des Abnormalen: „Jeder der nicht nach seinen Eltern schlägt ist eigentlich eine Monströsität, denn in diesem Fall hat sich die Natur verirrt und ist von ihrer Wurzel abgekommen. Der erste Anfang dieser Verirrung ist, wenn

eine Frau anstatt eines Mannes entsteht“.

Es ist interessant, dass Aristoteles von einer „Monstrosität“ spricht, denn auch später wurde das Wort „Monster“ oft für diejenigen benutzt, die man heutzutage „behindert“ nennen würde. Für Aristoteles stellt also schon das „Frau-Sein“ eine Art Behinderung dar. Im Grunde haben wir es also sowohl beim Geschlechterverhältnis, als auch im Verhältnis von Behindert zu Nichtbehindert mit einem Machtverhältnis zu tun, das nachträglich naturalisiert und am Körper festgemacht wird.

Und ist erstmal der Körper als das Instrument festgelegt, über den gesellschaftlicher Status erworben oder verloren wird, dann ist der Weg nicht weit dazu, den Körper entsprechend zu verändern. Rosemary Garland Thomson zeigt, dass in vielen Kulturen die Verstümmelung von weiblichen Körpern dazu benutzt wird, ihn aufzuwerten oder gesellschaftsfähig zu machen. Extreme Formen davon sind die Genitalverstümmelung, oder das Abbinden der Füße von Frauen in China. Aber auch in westlichen Kulturen gibt es verwandte Formen: so bringen die Frühformen von Essstörungen ein sozial anerkanntes Körpergewicht und die erwünschte Schlankheit, und Schönheits-OPs stylen den Körper so zurecht, dass die Trägerin ihren Gesellschaftswert steigert – alles erkaufte mit Schmerzen, Unbehagen und einigen Zeichen von dem, was in anderen Jahrhunderten als „krank“ gegolten hätte. Umgekehrt waren die Blässe und die glasigen Augen von tuberkulosekranken Frauen eine Zeit lang richtig angesagt. Rosemary Garland Thomson nennt diese Körpertechniken „Feminisierungspraktiken“, die den Körper normalisieren sollen. Die Körperabweichung und Körpermodifikation, die von einer Behinderung hervorgebracht werden, stellen im Gegensatz dazu eine Verminderung des gesellschaftlichen Werts der Trägerin dar, bzw. ihre Anormalisierung.

Und die Körperpraktiken haben noch mehr soziale Auswirkungen. Garland Thomson spricht davon, dass sie bestimmte Blicke bedienen: Feminisierung bedient den begehrenden Blick, während Behinderung den starrenden und kontrollierenden Blick bedient und herausfordert. Feminisierung erweitert die kulturelle Kapazität und Macht, während Behinderung sie herabsetzen kann.

Und die Kennzeichnung des „Abnormalen“ stützt immer die Norm. Die Norm

ist zunächst einmal männlich. Aber für nicht behinderte Frauen ist die Existenz von behinderten Frauen als eine Art Abgrenzungsfolie eine Möglichkeit, ihren sozialen Status aufzuwerten und sich ihrer Normalität zu versichern. Frau-Sein als zugeschriebener Mangel wird abgewehrt, wenn der Blick gerichtet ist auf eine, die noch viel abnormaler ist als man selbst. Solche Mechanismen sind gesellschaftlich präsent, überall, auch in der Linken und in der Frauenlesbenbewegung. Deswegen geht es auch nicht um Vorwürfe und Schuldzuweisungen, sondern darum, zur Reflexion anzuregen. Wo habe ich selbst Körpernormen verinnerlicht, und wo dienen sie mir, mich als normal zu imaginieren? Wo werte ich mich auf Kosten anderer sozial auf? Wo streiche ich bestimmte Existenzweisen aus meinem Blickfeld, weil sie mir Angst machen und die Grundfesten meines sicher und gesund geglaubten Körpers erschüttern?

5. Behinderte Frauen als „Opfer?“ Nicht wirklich... .

In vielen Gesellschaften ist die Tatsache, als Frau behindert zu sein oder zu werden, ein massives Problem, das dem sozialen Tod gleichkommen kann. In westlichen Gesellschaften sieht das allerdings anders aus, vor allem in dem Maße, in dem starre Körpernormen zunehmend aufbrechen. Frauen mit Behinderung sind nicht einfach Opfer ihres Status, sondern können eine ganze Menge an Freiheitsgraden dadurch gewinnen, dass sie nicht auf die feste Frauenrolle reduziert werden. Ich zum Beispiel erlebe extrem selten sexistische Anmache und wurde noch nie mit der Erwartung konfrontiert, einmal Kinder zu haben oder die toll finden zu müssen. Die Tatsache, dass Bildung in meiner Sozialisation eine große Rolle spielte, finde ich erstmal gar nicht schlecht, auch wenn meine Eltern dabei unter anderem die Vorstellung im Kopf hatten, dass ich ja keinen abkriegen werde und daher mich selbst versorgen müsse. Auch die Tatsache, nicht „als Frau“ gesehen zu werden, finde ich bei näherer Betrachtung nicht unbedingt schlimm – schließlich gibt es kaum Erwartungen an mich, mich typisch weiblich verhalten zu müssen. Manchmal finde ich es schon ganz gut, mich nicht für das Frauen oder

Männnerklo entscheiden zu müssen, sondern ganz einfach aufs Rolliklo gehen zu können.

Trotzdem ist das alles nicht so eindeutig. Würde ich zum Beispiel ein Kind haben wollen, würde ich das gegen eine Riesenmauer an Widerständen durchkämpfen müssen. Mediziner, Eltern, Familie, Bekannte – alle hätten Einwände und Bedenken, ganz egal ob ich meiner Sache sicher wäre oder nicht. Von „selbstbestimmter Entscheidung über meinen Körper“ also keine Spur. Zwar erlebe ich so gut wie keine sexuellen Übergriffe, dafür habe ich aber ein paar Übergriffe von Mediziner*innen erlebt, die meinen Körper als Studienobjekt begriffen. Denen war zum Beispiel die Tatsache, dass ich eine Frau bin, egal. Und in Clubs gibt's keine sexistische Anmache, dafür aber eine Menge Leute, die mir total besoffenen das Ohr darüber abkauen, wie toll sie es finden, dass jemand wie *ich* abends weggeht, und die mir stundenlang Geschichten von ihrem behinderten Opa erzählen. Irgendwie kein guter Tausch.

Sieht so aus, als ob wir uns um Verhältnisse kümmern sollten, in denen wir eine Körper- und Geschlechtsidentität nicht mehr brauchen.